

der Hierarchie entgegenzunehmen. Wenn man aber die Kirche nicht als reine Kleruskirche, sondern als das heilige Volk Gottes betrachtet, in dem alle im selben Glauben, wenn auch in verschiedenen Funktionen zur einen Gemeinschaft der Erlösten geeint sind, dann erscheint das Verlangen nach umfassender Unterrichtung als das Zeichen eines lebendigen und wachen Kirchenbewußtseins. Die Verhandlungen des Konzils betreffen das Wohl der ganzen Kirche. Was liegt dann näher, als daß auch die Gläubigen Zeugen sein wollen, wie ihre Bischöfe nach der Erkenntnis der Wahrheit suchen und um die Erneuerung der Kirche ringen?

Wolfgang Seibel SJ

## Der Spanische Bürgerkrieg - nach 25 Jahren

Als 1937 unter englischen Literaten eine Umfrage angestellt wurde über ihre Haltung zum Spanischen Bürgerkrieg, erklärten sich 16 für neutral, 5 für die Nationalen und über 100 für die Republikaner. Das geschah zu einem Zeitpunkt, da über die so stürmisch bejahte Republik schon genügend konkrete Angaben vorlagen, die eine abstrakte Begeisterung zumindest hätten dämpfen können. Das Abstimmungsergebnis ist indessen typisch für die fortbestehende Neigung, die verwickelte Wirklichkeit der beiden Spanien auf den handlichen Begriffsgegensatz von Diktatur und Demokratie zu reduzieren. Damit ist dann der Weg zu einer Stellungnahme geebnet, die zwar nicht sachgerecht, aber jedenfalls eindeutig ist.

Mit dem Anspruch, das ältere, zeitgebundene Bild vom Spanischen Bürgerkrieg durch ein neues, objektiveres zu ersetzen, hat der junge, englische Historiker H. Thomas<sup>1</sup> eine Geschichte jener Epoche verfaßt, die jetzt auch in deutscher Übertragung vorliegt.

Mit dem Willen zur Objektivität bekennt sich der Verfasser zu einem Ideal, das sich vor 25 Jahren unter seinen schreibenden Landsleuten offensichtlich keiner allzugroßen Achtung erfreute. Sein Vorhaben gewinnt einen zusätzlichen Reiz aus dem Umstand, daß Thomas

Mitglied der Labour Party ist und bereits eine Wahlkampagne als Unterhauskandidat hinter sich hat. Das hat zunächst nichts mit seiner Qualifikation als Historiker zu tun, wohl aber mit dem Ausmaß der Hindernisse, die ihm den Weg zur Sachlichkeit erschweren können. Bevor er die Feder zu seinem Werk ansetzte, hatte er sich einer Pflichtlektüre von über 600 Schriftstücken, Broschüren, Büchern zu unterziehen. Neben amtlichen Akten waren das Flugblätter, Augenzeugenberichte, Zeitungsreportagen sowie die Erinnerungen der Hauptakteure. Dieser Fülle von Material ist gemeinsam, daß es in vielen Fragen höchst parteiisch und somit der subjektive Anteil außerordentlich hoch ist. Das ist nicht durchweg so, aber wer wagt sich schon an die Aufgabe, die Spreu vom Weizen zu sondern.

Die Duplizität der Ereignisse hat es gefügt, daß kurz vor der Übersetzung des englischen Werkes ein Buch von H. G. Dahms<sup>2</sup> erschien, das sich auf rotem Streifband als erste deutschsprachige Gesamtdarstellung des Spanischen Bürgerkriegs anbietet. Obschon zum halben Preis nur über ein Drittel des Textraums verfügend, auf dem sich sein englischer Kollege verbreiten kann, hat Dahms eine eigengeartete, selbständige Arbeit geschaffen. Von dieser Überzeugung sollte sich der Leser auch dann nicht abbringen lassen, wenn er bemerkt, daß der Verfasser dem britischen Werk in der Auswahl und Anordnung des Stoffes vielfach verpflichtet ist. Nur darf er es dann nicht zu mühsam finden, in den sehr klein gedruckten Anmerkungen den Stellen nachzuspüren, wo Dahms Angaben von Thomas berichtigt oder Urteilen von ihm widerspricht. Aus solchen Abgrenzungen wird dann ersichtlich, wie genau sich der Verfasser in den Quellenwerken auskennt und daß er erheblich mehr Einzelheiten überschaut, als er in seiner gedrängten Darstellung anführen kann. Des schmalen Umfangs wegen hat er sie bescheiden eine Übersicht genannt.

<sup>1</sup> Hugh THOMAS, *Der Spanische Bürgerkrieg*. Aus dem Englischen von Walter Theimer. Berlin: Ullstein 1962, 592 S., 37 Abb., 34 Karten. Lw. DM 38.—.

<sup>2</sup> Hellmuth Günther DAHMS, *Der Spanische Bürgerkrieg 1936—1939*. Tübingen: Rainer Wunderlich 1962, 356 S., 8 Karten, 12 Abb. Lw. DM 18.50.



Sie versetzt uns nichtsdestoweniger in die glückliche Lage, über einen Maßstab zu verfügen, an dem der Anspruch beider Darstellungen auf Sachlichkeit geprüft werden kann, indem eine der andern als Gegenhalt dient.

In den innerspanischen Zwist waren bald, versteckt oder offen, fast alle europäischen Großmächte verwickelt. Thomas geht den Spuren der englischen Freiwilligen nach, die sich in den Internationalen Brigaden sammelten, während Dahms neuere Arbeiten über die „Legion Condor“ verwertet hat. Daß die Nationalen Waffenhilfe aus den Händen Hitlers empfangen, ist Ursache der unterschwelligsten Reizbarkeit, unter der bundesdeutsche Erörterungen über das Thema Spanien immer noch leiden. Einem Bekenntnis zur Demokratie fehlt hierzulande solange der letzte Schliff, als darin die obligate Verurteilung des Franco-Regimes nicht enthalten ist. Was sich hier meist heftig entlädt, ist das Unbehagen über eine Vergangenheit, die man nicht ungeschehen machen kann und die man deswegen dort verfolgt, wo man glaubt, ihr außerhalb der Grenzen zur Existenz verholfen zu haben. Von solchem expansivem Säuberungsdrang kann nur Kenntnis der Tatsachen heilen. Unpolemisch und abwägend leistet hier Dahms erste Hilfe, arbeitet er Unterschiede heraus, zerstört er Scheinähnlichkeiten. Besonders lesenswert sind seine beiden Schlußkapitel, neben der Information vor allem wegen der Ruhe und Distanz des Urteils, die der englischen Darstellung nicht im gleichen Grade eigen sind. Demgegenüber ist das Werk von Thomas zweifellos materialreicher und farbiger. Mit Orientierungssinn und Selbstvertrauen bewegt er sich im Dschungel spanischer Parteien und Politiker, vom Instinkt für das Wissenswerte ebenso sehr geleitet wie von der Absicht zu unterhalten.

Wo Dahms sich mit der Aufzählung von Namen begnügen muß, holt der Engländer aus zu kleinen Charakterbildern. Freilich haben es dem Porträtisten skurrile Äußerlichkeiten oder das, was er dafür hält, oft mehr angetan als tieferliegende Wesenszüge. Vor allem zur Abbildung von Militärs liebt er den schiefen Kamerastandpunkt, um sich das eigene Vorurteil zu bestätigen, daß Männer in Generalsuniform

eben unwiderstehlich komisch sind. Seine Beobachtungen sind darum meistens eher erheitern als erhellend. An Franco z. B. ist ihm aufgefallen: „Er war klein von Gestalt und setzte schon im vierten Lebensjahrzehnt Fett an. Seine Stimme wurde hoch und gab seinen Kommandos den Klang eines Gebets“ (78). Selbst gegen Invaliden kennt er keine Schonung. Den Gründer der spanischen Fremdenlegion, einen mehrfach zusammengeflachten Haudegen, skizziert er so: „Im Verlauf seiner kriegerischen Tätigkeit bei der Fremdenlegion waren ihm mehr Körperteile weggeschossen worden als übrig geblieben waren“ (216). An anderer Stelle liebt es Thomas durch provozierendes Mitgefühl den Bürgerschreck zu spielen. Von den Berufsnoten der Brandstifter berichtet er aus Barcelona: „Viel wertvolles Benzin vergeudete man bei dem Versuch, die Kirche der Hl. Familie zu verbrennen, die leider aus Zement bestand“ (154).

Nun könnte den Zeitungsleser von damals der Drang befallen, die Chronik der spanischen Entzweiung sogleich an der Stelle aufzuschlagen, wo ihn der Aufstand der Armee und der Ausbruch des Krieges auf vertrautes Gelände bringen. Das ist sehr wohl möglich, ohne daß er sich zuvor auf die Verschlingungen der Innenpolitik eingelassen hat. Der Einstieg wird durch die Erkenntnis erleichtert, daß beide Autoren für die Schilderung des Kriegsgeschehens weitgehend übereinstimmen. Durch sie fällt sehr bald die irrige Vorstellung, der Aufmarsch der Bataillone habe die feindlichen Lager in homogene Blöcke verwandelt. Für die ersten Monate von Juli bis November 1936 blieb jedoch das Militärische vorherrschend. In diese Zeitspanne fallen die Verknüpfung der südlichen mit der nördlichen Zone durch das Vordringen der Nationalen von Marokko über Sevilla nach Badajoz, die Entsetzung von Toledo und der Vorstoß bis an den Stadtrand von Madrid, wo dann der Bewegungskrieg zum Stillstand kam. Da die Einnahme der Hauptstadt nicht vor dem Winter erzwungen werden konnte, erstarrten die Fronten. Kälte, Hunger und blutige Verluste nötigten jetzt auch die Kämpfer der Internationalen Brigaden, die in



idealistischer Aufwallung herbeigeeilt waren, zu der Wahrnehmung, daß schließlich auch Weltanschauungskriege im Schützengraben ausgetragen werden. Der vereinzelte Einsatz von modernem Kriegsgerät hinderte nicht, daß sich die Kampfweise insgesamt in durchaus traditionellen Bahnen bewegte. Wo die Nationalen ihre Linien vorschoben, geschah das nicht in schnellen Offensiven, sondern eher in Form von örtlichen Vorstößen, deren Geländegewinn sich im Laufe der Zeit summierte, bis durch die Besetzung Kataloniens im Frühjahr 1939 den Republikanern die Weiterführung des Kampfes unmöglich wurde. Seinen Sinn hatte er ohnedies schon sehr viel früher verloren. Daß er militärisch fortgesetzt werden konnte, verdankte die sogenannte republikanische Regierung weitgehend der Hilfe des Kreml. An ihrer Spitze standen weiterhin Sozialisten, zuerst Largo Caballero, später Negrín. Da ihre Existenz aber völlig von den sowjetischen Lieferungen abhing, waren sie jedem Druck von dort hilflos ausgesetzt. Trotz massierten Einsatzes von Menschen und Material hatten sie ihren Gegnern die Initiative auf dem Kriegsschauplatz immer nur für Tage streitig machen können. Das wurde am Ebro nicht anders, als es bei Brunete und Teruel gewesen war.

Zur gleichen Zeit tobte in der Weltöffentlichkeit ein leidenschaftlicher Meinungsstreit für und wider die beiden Lager, ging über die diplomatische Bühne die Farce der Nichteinmischung. Ohne sich durch die Reden am grünen Tisch beeengt zu fühlen, schickten Frankreich und die Sowjetunion, Deutschland und Italien ihren Partnern auf der iberischen Halbinsel Flugzeuge, Panzer, Lastwagen, Munition, Ausbilder und Soldaten. In den Regierungen standen die Meinungen der Politiker oft in seltsamem Widerspruch. Das Auswärtige Amt war gegen die Überlassung von Transportflugzeugen an Franco, wurde aber nicht gehört. Und als Sir Chilton, englischer Botschafter in Madrid seinem amerikanischen Kollegen zuflüsterte: „Hoffentlich kommen genug Deutsche, um den Krieg zu Ende zu bringen“ (Thomas 263), sprach er wohl kaum im Sinn seiner Auftraggeber. Die Monotonie des Grabenkrieges fand so ihr Echo

in der Ergebnislosigkeit der Konferenzgespräche.

Des sinnlos verlängerten Kampfes müde, könnte das Interesse des Lesers aber mit einem Mal aussetzen, um auf den Punkt zurückzufallen, wo die Auseinandersetzung ihren Anfang nahm. Es könnte ihn dann plötzlich die Frage nicht mehr loslassen, wie es kam, daß 24 Millionen Menschen, im gleichen Staat durch Sprache oder Geschichte miteinander verbunden, so unter sich zerfielen, daß sie die Gewehre aufeinander richteten.

Anders als für den Bürgerkrieg empfiehlt es sich aber für seine Vorgeschichte mehr als nur zwei Zeugen<sup>3</sup> zu vernehmen. Warum insbesondere Thomas allein nicht genügt, wird gleich noch zu begründen sein. Welche Zusammenschau ergibt sich dann von ihren recht verschiedenen Standpunkten?

Die Genesis der Unversöhnlichkeit beginnt nicht erst mit der zweiten Republik im Jahre 1931, aber sie tritt mit ihr in das entscheidende Stadium. Der erzwungene Abgang des Königs hatte das Land vor die Aufgabe gestellt, sich eine Verfassung zu geben. Der Entwurf litt von Anfang an daran, daß von der Mitgestaltung die kirchlich gesinnten Kräfte schroff ausgeschlossen wurden. Das war notwendig, um das Staatsgrundgesetz zu dem zu machen, was es nach dem Willen liberaler Doktrinäre werden sollte, einem Dokument von jakobinischer Heftigkeit. Mit Unterricht und Krankenpflege, Aufgaben, die sie durch Jahrhunderte allein getragen hatte, sollte die Kirche künftig nichts mehr zu tun haben. Von den Gläubigen war es viel verlangt, sich in einem Staate heimisch zu fühlen, dessen Verfassung als Waffe gegen die Kirche ausgebildet war.

Weiter war das junge Staatsgebilde dadurch gefährdet, daß ein beträchtlicher Teil der Arbeiterschaft parlamentarische Mitarbeit überhaupt ablehnte. Ihrem Propheten Bakunin folgend, waren die Anarchisten fanatische Gegner jeder Ordnung und Autorität, und mit der Vi-

<sup>3</sup> S. de MADARIAGA, *Spanien*. Stuttgart 1955; PATTEE-ROTHBAUER, *Spanien*, Graz 1954; E. A. PEERS, *The Spanish Tragedy*, London 1936; J. PLA, *Historia de la Segunda República Española*, Barcelona 1940.



sion eines zwanglosen Glückszustandes vor Augen suchten sie durch Dynamit und Schlagring die widersetzliche Mehrheit der Nation von ihrem wahren Heil zu überzeugen. Nur in Spanien hatten es die Jünger Bakunins zu politischer Wirksamkeit gebracht und stellten hier, gewerkschaftlich organisiert, mit 1,5 Millionen Mitgliedern einen politischen Faktor erster Ordnung dar. Es gehörte das schreiende Elend der andalusischen Landarbeiter dazu, verschärft noch durch krasses Analphabetentum, um diese Bewegung großwerden zu lassen.

Nicht die Kirche, sondern die soziale Befriedung war also Spaniens Existenzfrage. Daran sahen aber die eingesessenen Mächte ebenso beharrlich vorbei wie die Verfassungsschöpfer. Der Radikalismus der Besitzlosen wurde geschürt und verschärft durch den Immobilismus der Unternehmer und Latifundier. An starre Feudalvorstellungen gekettet, waren sie im Konservieren geübt als im Reformieren. Keinerlei Bedenken trübten ihre Überzeugung, daß die Kluft zwischen arm und reich naturgegeben und damit gottgewollt sei. Und die Bedächtigkeit der Kirche, aus den sozialen Wandlungen im übrigen Europa Folgerungen zu ziehen, war nicht geeignet, den verbitterten Massen das Gefühl der Verlassenheit zu nehmen.

Wie es mit der Gleichberechtigung aller Staatsbürger bestellt war, hatte die junge Republik bald zu beweisen. Kaum einen Monat nach der Ausrufung der Demokratie gingen die ersten Kirchen und Ordensschulen in Flammen auf, ohne daß die Polizei auch nur einen Finger rührte. Scheinbar tief betroffen, tagte das Kabinett in Permanenz und ließ zugleich die Ultralinke gewähren. Die vorherrschende Stimmung beleuchtet die Bemerkung des Ministers Azaña: Lieber sollten alle Kirchen in Spanien brennen, als daß nur einem einzigen Republikaner ein Haar gekrümmt werde (Thomas 48).

Die Kette gar nicht oder nur lässig verfolgter Gewalttaten riß von da an nicht mehr ab. Sie erschütterten das Vertrauen in die Loyalität der Regierung derart, daß sich die Republik nie mehr davon erholte. Das war um so weniger möglich, als die unter scharfem Protest der Minderheit durchgedrückte Verfassung vielfach

in dieselbe Stoßrichtung zielte wie die Amokläufer der Anarchisten. Nur konnte sie sich eben zur Erreichung ihrer Ziele der sanfteren Methode des behördlichen Verwaltungsapparates bedienen.

Mit dem Sieg der Volksfront stiegen die Befürchtungen der unterlegenen Parteien auf einen neuen Höhepunkt. Zwar hatten Rechte und Mitte eine knappe Stimmenmehrheit erzielt, das Wahlrecht jedoch begünstigte Blockbildungen und sicherte der Linksgruppe die Mehrheit der Mandate.

Spätestens an diesem Einschnitt in der Vorgeschichte zum Bürgerkrieg ist zu übersehen, wie es der Chronist mit seinem Vorsatz zur Sachlichkeit gehalten hat. Denn wenn irgendwo Objektivität für jeden Schritt neu gefordert und auf die Probe gestellt wird, dann für die Geschichte der zweiten spanischen Republik. Für den Leser ist es auch bald kein Geheimnis mehr, daß Thomas für Eindrücke seines linken Ohres empfänglicher ist als des rechten. Zeichen von Befangenheit werden schon sichtbar, wo er die Mitglieder einer monarchistischen Partei von der Gründungsversammlung an mit grimmigem Ernst als „Verschwörer“ behandelt. Den Sprecher der Volksfrontopposition, Calvos Sotelo, eine anerkannt integre Persönlichkeit, trifft das Verdikt „skrupellos“, wogegen wir gemahnt werden, im Anarchistenboß Durruti, dem Mörder des Kardinals von Saragossa, ja keinen gemeinen Verbrecher zu erblicken, sondern einen Träumer. Leichtgläubig berichtet er über kirchliche Dinge, die ihm offenbar mehr als fremd sind und wo er unbesehen kolportiert, was ihm von seinen Gewährsleuten aufgebunden wurde. Von den Volksschulen unter geistlicher Leitung behauptet er zu wissen: „Die Kinder mußten einen großen Teil der Zeit mit dem Beten des Rosenkranzes verbringen“ (45). So erstaunt es nicht mehr, wenn er den Klostersturm in der Revolution als einen Akt der Befreiung für die Insassen feiert. „Denn“, so stellt er bekümmert fest, „viele spanische Mädchen waren in ihrer Jugend ins Kloster gezwungen worden“ (144).

Die Rotverschiebung in der Optik des britischen Historikers wird noch deutlicher, wenn für die Schilderung der Republik Dahms als



zweiter Berichterstatter beigezogen wird. Nur bei ihm kann man erfahren, daß im Wahlkampf für die verfassungsgebenden Cortes 1931 die Rechtsparteien durch Zeitungsverbote und Verhaftungen rücksichtslos behindert wurden, während Thomas diese Wahlen als die „zweifelloso freiesten und ordentlichsten der spanischen Geschichte“ (51) preist.

So ist es nicht verwunderlich, sondern fast konsequent, wenn die Behandlung der eminent entscheidungsträchtigen Krisenmonate zwischen Februar und Juli 1936 bei Thomas am allerwenigsten befriedigt. Die Bewegungen der politischen Kräfte während dieser Hochspannungsperiode sind deshalb so bedeutsam, weil nur mit ihrer Kenntnis der Entschluß zur Erhebung gewürdigt werden kann. Bei Dahms erfährt der Betrachter, wie parallel zu den Verhandlungen der noch zögernden Generale von der Linken planmäßig sehr konkrete Vorkehrungen für die gewaltsame Machtübernahme betrieben wurden. Auch Thomas zitiert die oft erwähnten Weisungen für einen kommunistisch-sozialistischen Staatsstreich, wehrt sich aber entschieden dagegen, sie zu einer Rechtfertigung des Militäraufstands heranzuziehen. Ohne ihre Echtheit anzuzweifeln erklärt er, das seien mehr Träume als ernstgemeinte Absichten gewesen. Wo alarmierende Zwischenfälle nicht gänzlich ausfallen, verlieren sie bei ihm an Gewicht. Schiffsladungen von Waffen für ungenannte Empfänger am Vorabend der Katastrophe gelandet, finden bei ihm keine Erwähnung, obwohl darüber in den Zeitungen zu lesen war. Folglich ist es für ihn auch nicht fragwürdig, wie die Gewerkschaften in Madrid bei Ausbruch der Erhebung plötzlich über 8000 Gewehre verfügen. Wenn der Verfasser persönlich der Auflehnung der Offiziere skeptisch gegenübersteht, so ist das gewiß seine Sache. Dem Historiker Thomas aber verdankt man es mit Recht, wenn in seiner Darstellung wichtige Momente untergehen, die für eine sachliche Bewertung eines so schwerwiegenden Entschlusses unentbehrlich sind. Er läßt dafür lieber die Atmosphäre des unabwendbaren Verhängnisses vorherrschen, eine Art politischer Verblendung auf allen Seiten, als daß er die Möglichkeit erwägt oder auch nur streift,

ob nicht etwa Gewissensverantwortung für das Volksganze die Generale auf den Weg der Gewalt gedrängt haben könnte. Denn daß ihr Unternehmen nicht einem operettenhaften Staatsstreich lateinamerikanischer Machart vergleichbar ist, dürfte auch Thomas zugeben.

Wenn er dennoch darauf verzichtet, tiefer in die Motive zum Aufstand gegen einen korruptierten Staat einzudringen, dann liegt das wesentlich an einer methodischen Schwäche seiner Geschichtsbetrachtung. Was den Leser anfänglich sehr für den Verfasser einnimmt, ist seine echt britische Leidenschaft für „hard facts“. Je weiter jedoch der Bericht fortschreitet, desto mehr erweist sich der rühmensewerte Respekt vor den Tatsachen als eine Fixierung. Ihretwegen ist der Engländer der verweilenden Reflexion durchaus abgeneigt. Zahllose Zuflüsse nähren den Strom seiner Erzählung, füllen ihn bis zum Rande mit Daten und Details und reißen Dinge und Menschen mit sich fort in einer scheinbar unwiderstehlichen Dynamik. Was im Strom des Faktischen ebenfalls öfter untertaucht, ist aber nichts Geringeres als die personale Freiheit. Dem aufregenden Prozeß der Entschlußbildung beizuwohnen, hat Thomas weder Neigung noch Geduld. Ihn beschäftigt ganz vorwiegend das greifbare Ergebnis solcher Entschlüsse, das nichts mehr ahnen läßt von ihrer oft qualvollen Entbindung unter dem Druck einer Vielzahl sich anbietender Möglichkeiten. Und für diese realen, wenngleich nicht realisierten Möglichkeiten und ihre nachvollziehende Abwägung hat der auf Tatsachen erpichte Autor keinen Sinn.

Die Schwächen einer derart „realistischen“ Einstellung bleiben denn auch nicht verborgen. Denn ohne Erforschung der Beweggründe, ohne Aufgeschlossenheit für alternative Möglichkeiten wird der vieldimensionale Raum menschlicher Entscheidungsfreiheit, in dem Geschichte gemacht wird, zur zweidimensionalen Tatsachenlandschaft verflacht. Den Verlust an Perspektive kann ein wohldurchdachtes Arrangement von facts zwar verdecken, aber nicht eigentlich wettmachen. Es ist darum kein bloßer Zufall, wenn der von Thomas geführte Leser vom Aufstand der Generale selber fast



überrascht wird. Verständnis für ihren Entschluß läßt sich nämlich erst dann gewinnen, wenn die Ereignisse am Vorabend der Katastrophe nicht nur fleißig und doch wieder einseitig registriert, sondern in ihrer Rückwirkung auf Freiheit und Gewissen begriffen werden.

Nachdem der liberale Flügel des Volksfrontblocks eine Minderheitenregierung gebildet hatte, nahm der bisher schleichende Zerfall der Rechtsgrundlagen reißende Formen an und spielte sich vor aller Augen auf der Straße ab. Bis Mitte Juni wurden nicht weniger als 269 Personen ermordet, 160 Kirchen total zerstört, 250 in Brand gesteckt. Auch die Rechtsextremisten in der zahlenmäßig unbedeutenden Falange griffen jetzt in die Schießereien ein. Sie lieferten den Vorwand, daß die Regierung im Zuge der Verwaltungsvereinfachung jetzt alles, was nicht zur Volksfront gehörte, zu den Faschisten zählte. Für die Anwendung ihrer Sicherheitsmaßnahmen jedenfalls schaffte das klare Verhältnisse. Gab es einen Anschlag auf die Ordnung von links, vollführte die Regierung einen Schlag nach rechts. Brannten Anarchisten ein Kloster nieder, verbot sie rechtsstehende Blätter, die wahrheitsgemäß darüber berichteten. Auf solchem Hintergrund klingt es wie Ironie, wenn Thomas berichtet: „Die Regierung Azaña tat alles, um die Ordnung aufrechtzuerhalten“ (92). Tatsächlich begann mit ihr das Abgleiten ins öffentliche Chaos. Was sich zwischen Februar und Juli vor den Augen der entsetzten Bürger abspielte, war der Zerfall des Rechtsstaates. Die Frage lautete jetzt nicht mehr Monarchie oder Republik, sondern Ordnung oder Anarchie. Es bedurfte darum auch gar keiner linksradikalen Putschdokumente, um aufs höchste alarmiert zu werden. Es genügte dazu der Blick auf eine indolente Staatsverwaltung, die, ohne einzugreifen, Gewalt und Zügellosigkeit in ihrem Sinne tätig werden ließ. Niemand konnte es verwehrt werden, sich die Gewissensfrage zu stellen, ob er einem Staat, der seine Loyalität preisgegeben hatte, noch länger Gehorsam schuldig war.

Die Antwort der Armee auf das Versagen der Zivilgewalt brachte den 18. Juli 1936 mit all den Folgen, die ein solcher Schritt nach sich

zieht. Nach dem Abfall fast aller nationalen Streitkräfte blieb der Regierung kein anderer Weg mehr offen als das Aufgebot der paramilitärischen Verbände der Gewerkschaften und Linksparteien, die ihre Dienste geradezu aufdrängten. Waren ihre Umtriebe von der Staatsspitze bisher wohlwollend toleriert worden, so beherrschten sie jetzt die Straße in behördlichem Auftrag. Wo sie siegreich blieben, war der nächste Akt nach dem Sturm auf die Kasernen der soziale Umsturz. Zur Schaffung der klassenlosen Gesellschaft wurden alle aufgegriffen, für die kein Platz mehr sein sollte in Utopia: Anhänger der Rechtsparteien, Ärzte, Rechtsanwälte, Beamte, Offiziere, Geistliche. In kleineren Städten wurden sie an Ort und Stelle niedergemacht, wo sie die Gefängnisse erreichten, war das nur der Sammelplatz zur nächtlichen Massenexekution.

Auch auf der Gegenseite hatte die Freisetzung lang angestauter Haßgefühle oft schlimme Folgen. Wie schon öfter in der Weltgeschichte, so sind auch hier die Verfehlungen der Unterlegenen genauer verbucht als die der Sieger. Die Zahl der Opfer des roten Terrors wird mit 85 940 angegeben. Es ist Thomas zuzustimmen, wenn er im Fehlen einer Statistik über die Erschießungen hinter der nationalen Front eine Lücke sieht. Indessen verbaut er den Blick auf den Kausalzusammenhang zwischen Ausschreitung und Vergeltung, wenn er in seinem Buch – gewiß nicht ohne Absicht – die Aufzählung der nationalen Vergehen dem Kapitel über den Bluttausch der Revolutionäre voranstellt. Zweifellos gab es auch bei den Aufständischen schreckliche Übergriffe und persönliche Abrechnungen, die in jedem Fall zu verurteilen sind. Die Frage ist jedoch, ob die behördlich gedeckte Willkür jemals ein mit der republikanischen Zone vergleichbares Ausmaß angenommen hat. Um auf seine, wie er selbst sagt, sehr ungefähre Ziffer von 40 000 Opfern zu kommen, für deren Errechnung er seine Unterlagen nicht nennt, muß Thomas alle von nationalen Standgerichten erlassenen Hinrichtungsbefehle in seine Verbrechenbilanz mit aufnehmen. Ob die dort durchgeführten Verfahren, flüchtig und summarisch, wie sie oft waren, nur Schuldige tra-



fen, bleibt gewiß stark anzuzweifeln. Zugleich ist aber nicht zu übersehen, daß hier zum Schrecken aller rechtlich Denkenden das Pendel zurückschwang, das die Linksradikalen mit Wucht angestoßen hatten.

Zur gleichen Stunde, da Revolutionskomitees in den Gemeinden die Amtsgewalt an sich rissen, verkündeten Brandwolken über den Kirchtürmen den Anbruch des neuen Zeitalters. Unzählige, altehrwürdige, sakrale Kunstwerke, an denen gerade Spanien so überreich war, wurden ein Raub der Flammen. Beide Autoren haben es sichtlich eilig, von der Brandstätte wieder wegzukommen. Thomas hält den Ausgang noch für einigermaßen glimpflich. „Die großen Kunstwerke blieben erhalten. Viele kleinere Kunstschatze wurden vernichtet“ (143). Seinem Befund steht nur entgegen, daß er hier keine Bilanz vorlegt, sondern eine Definition. Es ist die Autorität des Feuers, die er anruft und die den Trennungsstrich zwischen großen und kleinen Kunstwerken gezogen haben soll. Und das klingt weder tröstlich noch überzeugend. Dahms dagegen fand die Kirchentüren verriegelt, von der Ursache und den Tätern aber fehlt jede Spur. Nach dem Abzug allen Brandgeruchs stellt er fest: In der republikanischen Zone „hatten fast alle Kirchen geschlossen“, und da wir uns schon einmal auf dem Unterhaltungsektor befinden, geht es ebenso aufgeräumt weiter: „Lichtspieltheater dagegen blieben offen“ (123).

Von der Übersetzung des englischen Werkes ist zu sagen, daß manche spanische Bezeichnungen den Weg über den Kanal und zurück ins Deutsche nicht ohne Schaden überstanden haben. Den Tajo läßt der Übersetzer wiederholt durch das Tagustal fließen. Eine unerklärliche Scheu hindert offenbar, für die Landschaft Galicien das entsprechende Adjektiv zu bilden. Als synthetischer Ersatz dafür erscheint „galleganisch“, was keiner der drei fraglichen Sprachen zugehört. Eigensinnig hält die Übertragung an der britischen Form Corunna für La

Coruña fest. Nicht ahnend, daß es sich bei der „Stadt der hl. Theresia“ um das 3 Zeilen vorher genannte Avila handelt, verhilft der Übersetzer einem Ort Santa Theresa (164) zu störender Scheinexistenz. Alle Geistlichen sind für ihn schlichtweg „Pfarrer“ (43). Auch lassen sich die spanischen höheren Schulen nicht einfach als „Oberschulen“ zusammenfassen. Bei Luftangriffen wird nicht mehr altmodisch bombardiert, sondern in forscher Manier „gebombt“. Auf den Lagekarten 17 und 24 sind Frontmarkierungszeichen verwechselt worden, so daß im Text die Nationalen Eroberungen machen, die dann auf der Karte den Republikanern zufallen. Ein ausführliches Sach- und Personenregister hilft bei der Benützung des englischen Werkes außerordentlich.

Wenn wir beide Bücher aus der Hand legen, das materialbefrachtete von Thomas und das knappere von Dahms, will uns scheinen, daß die „erste deutschsprachige Gesamtdarstellung“ im Laufe der Lektüre an Gewicht gewonnen hat, obwohl sie unsere Wißbegier nicht in allen Stücken befriedigen kann. Über genügend Raum dafür hätte Thomas verfügt, der sich als interessierter Berichterstatter und geschickter Verarbeiter des Quellenmaterials ausgewiesen hat. Nur die objektive Schilderung des Bürgerkrieges, die er versprochen hatte, wurde von ihm nicht geliefert. Er hat Objektives und Subjektives in sachlichem Ton vorgetragen und damit dem Leser die Aufgabe zugewiesen, die der Autor für ihn übernehmen sollte.

Unproblematischer als zur Zeitgeschichte dürfte Thomas' Beitrag zu der Frage sein, wieviel Vorurteile im Verlauf von 25 Jahren abgebaut werden können und wieviel weiter überleben. Das ist zwar nur ein bescheidener Ersatz für das verheißene, objektive Bild der spanischen Entzweiung, aber es bestärkt die Erwartung, daß es uns doch einmal geschenkt wird, vielleicht schon in nochmals 25 Jahren.

Ludwig Volk SJ